

Claire Brubacher –
Leibwächterin des Königs

Autorin:
Nicole Bachmann

Illustrationen:
Dorian Iten

Kapitel 1:

Der lange Fussmarsch

ALS CLAIRE BRUBACHER zwölf Jahre alt wurde, erlebte das Land Arras einen besonders harten Winter. Viele Wochen lang heulte ein eiskalter Wind über dem Dorf Wey, wo Claires Familie lebte. Mitte März verbrannte die Familie ihr letztes Holz-scheit und noch immer war kein Zeichen erkennbar, dass der Frühling nahte. Da packte Claire ihre wollene Decke und zog in den Stall. Von nun an schlief sie bei den Schafen, dicht gedrängt an ihre warmen tröstlichen Leiber, geschützt vor der grimmigen Kälte und den bitteren Streitereien der Eltern. Diese bemerkten wohl, dass Claire nicht mehr bei ihnen in der Kammer schlief, ahnten auch den Grund dafür. Aber über solche Dinge sprach man nicht.

Seit Claire sich erinnern konnte, waren sie arm gewesen. Der Vater war als junger Mann dem Branntwein verfallen. Er hatte die wenigen Ersparnisse der Familie versoffen, war eines Nachts vom Pferd gestürzt und hatte sich das Bein gebrochen. Sie konnten sich die Dienste eines Wundarztes nicht leisten, das Bein verheilte schlecht und der Vater konnte nicht mehr gehen. Von da an sorgte die Mutter alleine für die drei Kinder, bestellte den Acker und schaute zum Garten. Schon bald hatten sie ihr Pferd verkaufen müssen. Sie konnten ihren Acker nicht mehr richtig

pflügen und das Getreide wuchs nur noch kümmerlich. Seit dem Unfall trank der Vater keinen Tropfen Alkohol mehr. Aber er war oft krank, und da er nicht mehr gehen konnte, blieb er im Haus. Claire, die zweitälteste Tochter half ihrer Mutter so viel sie konnte. Sie arbeitete von morgens früh bis abends spät, half auf dem Feld, versorgte die Hühner, die Ziege und die zwei Schafe.

Ihre Mutter war hart und bitter geworden. Nichts konnte man ihr recht machen. In der Nacht erwachte Claire oft vom Streiten der Eltern. Mit gedämpfter Stimme machte die Mutter dem Vater Vorwürfe, dass er das spärliche Vermögen der Familie versoffen habe. Der Vater gab zurück, dass er wohl Gründe für sein Saufen gehabt habe. Trotz ihrer Armut hatte die Mutter jeden Tag etwas zu essen für sie auf den Tisch gebracht, eine Handvoll Saubohnen und Brei, etwas Brot und Rüben, manchmal Reis, ab und zu sogar etwas Fleisch. Ihr Vater hatte begonnen, die Wolle ihrer Schafe zu spinnen und daraus warme Kleidung zu stricken. Die anderen Männer des Dorfes lachten ihn aus, das war Frauenarbeit. Aber der Spott konnte ihn nicht beirren, im Gegenteil. Schon bald war er für seine fantasievollen Muster, mit denen er Pullover, Mützen und Handschuhe verzierte, bekannt geworden. Um die Wolle zu färben, benötigte er verschiedene Kräuter, Wurzeln und Holzkrinde. Claires Aufgabe war es, diese Zutaten aufzutreiben, was sie sehr gerne machte. Im Frühling und Herbst musste sie Krappwurzeln ausgraben, die ein wunderbares Rot ergaben. Im Spätsommer kam das Johanniskraut dran, das ihr Vater für die Farbe gelb benötigte. Nach dem ersten Frost ging sie jedes Jahr auf die Suche nach Ligusterbeeren, welche die Wolle blau färbten. Die Nachbarn tauschten Esswaren oder Werkzeug gegen warme und schöne Wollkleidung und ab und zu konnte der Vater sogar etwas verkaufen.

In Claires zwölftem Lebensjahr aber folgte nach dem langen Winter ein kühler verregneter Sommer, das Getreide verfaulte auf

dem Acker, die Ziege wollte keine Milch geben und im Garten wuchs kaum Gemüse. Nicht einmal der treue Apfelbaum trug Früchte. Der Steuereintreiber tauchte dennoch auf und verlangte anstelle der üblichen neun Taler deren zwölf. Die Mutter musste eine Nachbarin anbetteln, dass sie ihr die fehlenden drei Taler vorstreckte. Zwei Wochen später wurde Claires älteste Schwester Marie dem reichsten Bauern des Nachbardorfs zur Dienstmagd gegeben. Lohn bekam sie keinen für ihre harte Arbeit, aber immerhin regelmässig zu essen. Claire vermisste Marie schmerzlich. Mit den zwei anderen Schwestern, die sieben und acht Jahre alt waren, verstand sie sich nicht so gut. Das Nachbardorf war nur zwei Meilen entfernt, aber Marie durfte den Hof nicht verlassen. Am Ärgsten war der Hunger für Claires kleinen Bruder, Johann, den alle Jo-Jo nannten. Er war erst fünf Jahre alt, jammerte ohne Unterlass und verlangte nach Brot und Milch.



Eines Tages als Claire auf dem Markt von Wey Saubohnen kaufen sollte, wurde auf dem Dorfplatz eine laute Trommel geschlagen. Von allen Seiten liefen die Leute zusammen, drängten sich nach vorne. In der Mitte des Platzes war ein Mann auf ein Weinfass gestiegen. Noch nie hatte Claire einen Menschen gesehen, der so prächtig gekleidet war. Sein langes Wams war leuchtend blau, verziert mit goldfarbenen Stickereien. Seinen Filzhut, in derselben Farbe gehalten, zierte lange, weisse Federn, seine Handschuhe glänzten wie pures Gold. Neben dem Mann stand ein Junge von etwa zehn Jahren, der eine Trommel umgehängt hatte.

«Das ist der königliche Ausrufer», sagte ein alter Mann, der neben Claire am Rand des Dorfplatzes stand. «Was der wohl von uns will?»

Claire stellte sich auf die Zehenspitzen, um etwas sehen zu können.

«Liebe Leute von Wey», rief der Ausrufer mit kräftiger Stimme, «Der König von Arras braucht neue Leibwächter. Wir suchen deshalb mutige Männer und Frauen, die an des Königs Wettkampf teilnehmen wollen. Mitmachen dürfen alle, die mindestens zwölf Jahre alt, stark und mutig sind und gut mit Pfeil und Bogen umgehen können. Der Wettkampf findet in fünf Tagen, am Johannistag, im königlichen Schloss Nanterre statt. Wer den Wettkampf gewinnt, darf Leibwächter des Königs werden und erhält zwanzig Goldtaler, um sich mit edler Kleidung und Waffen auszustatten.»

Lautes Stimmengewirr unterbrach seine Rede. Junge Männer drängten sich nach vorne und schrien, dass sie mitmachen wollten.

Ein Mann rief: «Warum Frauen? Will der König sich jetzt schon hinter Weiberröcken verstecken?»

Die Leute lachten. Der Ausrufer gab dem Jungen ein Zeichen, worauf dieser seine Trommelstöcke wirbeln liess.

Als es wieder ruhig war, fuhr der Ausrufer fort: «Hört mir zu, Leute von Wey! Damals in der grossen Schlacht bei Habsberg an der Quelle des Flusses Mur wurde der erste König von Arras beinahe getötet. Seine Einheit geriet in einen Hinterhalt und alle seine Wachsoldaten waren bereits entwaffnet, verletzt oder aus Feigheit geflohen.»

Der alte Mann neben Claire sagte: «Ja, so war es.»

«Nur ein junger Mann war noch an seiner Seite», fuhr der Ausrufer fort. «Er kämpfte tapfer und verwegen, so lange, bis die Nachhut des Königs eintraf und die Gegner in die Flucht jagen konnte. Der König wollte dem Soldaten danken und befahl ihm, seinen Helm abzulegen. Als der Soldat sein Gesicht zeigte, erkannte der König, dass er sein Leben nicht einem Mann, sondern einer jungen Frau verdankte. Seither sind immer auch Frauen in der Leibwache des Königs von Arras vertreten. Ausser-

dem können sich Frauen viel unauffälliger unter die Hofleute mischen. Wer also den Wettkampf gewinnt, ob Mann oder Frau, bekommt eine Anstellung bei Hof! Kommt nach Nanterre und meldet euch beim königlichen Haushofmeister.»

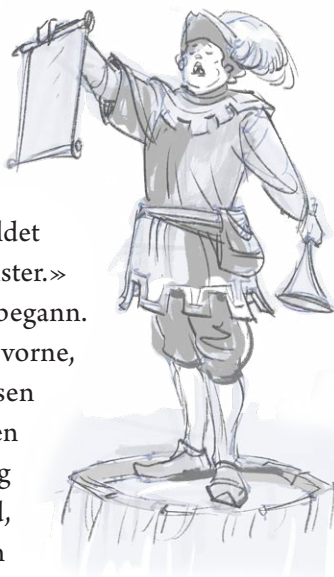
Eine aufgeregte Diskussion begann.

Viele Leute drängelten sich nach vorne, wollten mehr erfahren über diesen Wettkampf. Claire ging in Gedanken versunken nach Hause. Zwanzig Goldtaler waren sehr viel Geld, dachte sie. Ein Goldtaler hatte den Wert von zwölf normalen Talern. Mit

diesem Geld könnte ihre Familie wieder ein Pferd kaufen, um den Acker zu pflügen, und dazu einen Esel, damit der Vater reiten könnte. Und der Vater würde sich endlich von einem Wundarzt behandeln lassen können. Und sie selbst könnte von zu Hause fortgehen. Dem ewigen Streiten entfliehen, der bitteren Miene ihrer Mutter, dem Jammerton ihres Vaters. Sie würde einen angesehenen Beruf lernen, eine Anstellung bei Hofe bekommen. Sie wäre frei und selbstständig.

Die Vorstellung einer solchen Zukunft liess ihr Herz vor Freude tanzen.

Aber ob sie zur Leibwächterin eines Königs taugte? Sie war ziemlich klein für ihr Alter, schrecklich mager und sie sah auch nicht besonders stark aus. Sie war noch nie in ihrem Leben gereist, kannte nichts als das Johannstal, war noch nie in einer Stadt, geschweige denn an einem Königshof gewesen. Aber sie wusste, dass sie geschickt, schnell und mutig war. Und: Sie konnte gut mit dem Langbogen umgehen. Sie hatte im Wald von Garanou



bei der Kaninchenjagd bewiesen, dass sie ein gutes Auge, starke Arme und die nötige Ruhe hatte, um sorgfältig zu zielen und auch zu treffen.

Als sie zu Hause ankam, merkte sie erst, dass sie ganz vergessen hatte, die Saubohnen einzukaufen. Die Mutter schimpfte sie aus und machte sich dann daran, mit ein wenig Gemüse und einer Handvoll Reis eine Suppe zu kochen. Jo-Jo beklagte sich einmal mehr über die magere Kost.

«Wann gibt es endlich wieder einmal Wurst und Apfelkompott und Hirsebrei dazu?», fragte er.

«Und Safranreis mit einem Stück Schweinebraten und Zwetschkuchen?», ergänzte der Vater.

«Und Fleischsuppe? Und Zimtbrei? Und Apfelkuchen?», riefen die Schwestern.

Die Mutter schüttelte nur den Kopf. Es sah aus, als ob sie gleich weinen würde und Claires Magen krampfte sich zusammen. Ihre Mutter weinte nicht, niemals. Noch in derselben Nacht beschloss Claire, an dem Wettkampf teilzunehmen und Leibwächterin des Königs zu werden. Sie musste es einfach versuchen.



Zwei Tage bevor die Johannisfeuer entzündet und der Wettbewerb des Königs stattfinden würde, machte sich Claire auf den Weg zum Schloss Nanterre. Sie stand noch vor Sonnenaufgang auf, streichelte Louis und Luchs, ihre Schafe, und vergrub die Nase in das warme nach Wolle stinkende Fell. Dann zog sie sich rasch an. Unter der verschlissenen Rockschrürze trug sie die Beinkleider, die ihr der Vater zu ihrem zehnten Geburtstag genäht hatte. Das schicke sich nicht für ein Mädchen, hatte er gemeint, aber sie hielt dagegen, dass sie sich mit Hosen freier bewegen und besser auf dem Feld arbeiten könne als mit

einem Rock. Sie hatte so lange gebettelt, bis er nachgegeben hatte.

Noch einmal streichelte Claire Louis und Luchs, dann schloss sie die Stalltüre hinter sich. In ihrer Abwesenheit würde Jo-Jo zu den Schafen schauen, er war nun gross genug dazu, dachte sie. Leise betrat sie das Haus. Die Eltern und Jo-Jo schliefen in der Kammer nebenan. Sie schaute sich bei der Kochstelle um, was als Proviant für die Reise dienen könnte. Sie öffnete den Topf, in dem die Bohnen lagerten. Aber da war kaum mehr etwas drin. Getrocknete Früchte waren auch keine mehr da. Sie fand nichts ausser einer einzigen Trockenwurst und einem halben Brotlaib. Mit schlechtem Gewissen schnitt sie sich ein Stück Wurst und zwei Scheiben Brot ab. Hastig packte sie ihr kleines Bündel, zog die Wollmütze und Handschuhe an und schlich sich leise aus dem Haus. Sie wollte sich nicht von ihren Eltern und von Jo-Jo verabschieden. Sie hatte Angst, dass sie der Mut verlassen könnte.

Zu Fuss war es eine weite Reise nach Nanterre. Claires Mutter war als junge Frau diesen Weg geritten, um einen Onkel zu besuchen, der in einer grossen Stadt in der Nähe des Königshofes wohnte. Viele Male hatte ihre Mutter von dieser Reise erzählt und von den grossen und prächtigen Gebäuden, die sie in der Stadt Maragall gesehen hatte. Mit dem Pferd war es eine Tagesreise bis Nanterre, zu Fuss würde Claire es in zwei Tagen schaffen, so hoffte sie wenigstens.



In Wey schliefen noch alle. Claire lief durch das stille Dorf. Niemand war da, der ihr einen Abschiedsgruss zugerufen oder ihr zugewinkt hätte. Claire nahm einen tiefen Atemzug von der kalten Luft mit dem ihr so vertrauten Geruch. Dann konzentrierte sie sich auf ihre Aufgabe, auf diese Reise. Zuerst musste sie sich

orientieren, nicht dass sie schon von Beginn an in die falsche Richtung laufen würde.

Zunächst musste sie der Vernaz folgen, dem Fluss, der durch das Johannstal nach Osten floss. So früh am Morgen war es einfach, sich zu orientieren, sie musste bloss der aufgehenden Sonne entgegenlaufen. Schon bald erreichte sie das Nachbarsdorf und sah auch schon den Bauernhof, in dem ihre Schwester nun lebte. Sie hatte gar nicht daran gedacht, dass sie vielleicht Marie würde sehen können. Es war ein grosser Hof, mit zwei Stallgebäuden und einem Getreidespeicher. Vorsichtig näherte Claire sich, da hörte sie ein tiefes Knurren und blieb wie angewurzelt stehen. Ein grosser scheckiger Hund kam um die Ecke des Hofes geschossen, rannte mit grossen kraftvollen Sätzen auf sie zu, knurrte, legte die Ohren flach an den breiten Schädel und fletschte seine Zähne. Die Haare auf seinem Nacken waren aufgestellt. Claire wich vorsichtig zurück. Der Hund folgte ihr, weiterhin knurrend, während sie sich rückwärts entfernte. Erst als sie bei der kleinen Kirche des Dorfes angekommen war, liess der Hund sie endlich in Ruhe und trottete davon. Sehnsüchtig schaute sie zurück zum Hof, aber niemand war zu sehen. Sie hätte Marie so gern zugewinkt, sie sehen wollen, um sicher zu sein, dass es ihr gut ging.

Traurig wandte sie sich ab und ging weiter auf ihrem Weg. Sie dachte an die zwanzig Goldtaler, die sie bekäme, falls sie den Wettkampf gewinnen konnte. Mit diesem Geld wäre es vielleicht möglich, dass Marie wieder bei ihnen Zuhause leben konnte. Dieser Gedanke beschleunigte ihre Schritte. Der Weg ging nun ein paar Meilen aufwärts, durch einen lichten Wald mit Buchen und einzelnen Eichen, über Weiden mit Geissen und Kühen, an Feldern entlang und schliesslich immer steiler und felsiger hinauf bis auf einen Pass, der das Johannstal mit der grossen Ebene von Lumarec verband. Oben angekommen, musste Claire einen Moment ausruhen, um wieder Atem zu schöpfen. Sie setzte sich

hin. Die Sonne stand nun hoch am Himmel, es war bereits Mittag geworden. Von hier oben konnte sie meilenweit sehen. Weit im Osten erkannte sie Maragall, die grosse Stadt. Von dort aus waren es nur noch wenige Meilen bis zum Schloss des Königs. Sie bildete sich ein, etwas glitzere dort, glitzere wie Gold. Das war sicher das Schloss!

Leichtfüssig lief sie vom Pass hinab in die grosse Ebene von Lumarec. Jetzt wusste sie, wo ihr Ziel lag, hatte es mit eigenen Augen gesehen, sie musste nur noch bis dorthin gelangen.

Auf ihrem Marsch durch die Ebene geschah nicht viel, ausser dass Claires Füsse immer mehr zu schmerzen begannen. Sie begegnete kaum Menschen. Heute schien kein Reisetag zu sein. Von Weitem sah sie ab und zu Bauernfamilien, die tief gebeugt über ihren Feldern arbeiteten. Einmal kam ihr eine Gruppe Maultiere entgegen, schwer beladen mit Packen, die wohl Stoffe enthielten. Der Mann, der mit ihnen unterwegs war, schrie Claire an, sie solle aus dem Weg gehen und hob drohend seinen Stock. Ab und zu kam ihr ein Reiter entgegen oder eine ganze Gruppe von Reitern. Dann wich sie rasch aus, verbarg sich in einem Gebüsch oder Graben. Am späten Nachmittag ruhte sie sich im Schatten einer Eibe aus, ass ein wenig von ihrem Brot und trank Wasser aus einem kleinen Bach, der sauber genug aussah. Nicht viel später wurde sie von einem Ochsen gespann überholt, das mit Rüben beladen war. Die junge Bäuerin, die auf dem Karren hockte, versuchte sie auszufragen. Aber Claire sagte kein Wort. Ihre Mutter hatte sie vor Fremden gewarnt und ihr erzählt, dass sich in Städten übles Gesindel zusammenrotte und nur darauf warte, Reisende auszurauben. Claire lächelte die Frau an, schwieg aber hartnäckig auf alle Fragen. Die Bäuerin schüttelte den Kopf, meinte, die Kleine sei wohl schwachsinnig und zog davon. Etwas später flog eine grosse Schar laut krächzender Krähen über Claires Kopf hinweg in Richtung Maragall.

Claire sah ihnen nach und realisierte, dass sich der Himmel rot verfärbt hatte. Es wurde Abend.

Claire schaute sich um und spürte mit einem Mal heftige Angst. Sie hatte nicht einen Moment überlegt, wo sie diese Nacht schlafen würde. Sie hatte einfach darauf vertraut, dass sich schon irgendeine Lösung ergeben würde. Im Wald war es zu gefährlich, dachte sie. Aber wer würde einem fremden Mädchen Unterkunft geben und nichts dafür verlangen? Denn Claire hatte keine einzige Kupfermünze bei sich. Die Sonne sank nun rasch, es wurde kälter und die Dämmerung setzte ein. Claire begann zu laufen, obwohl sie elendiglich müde war. Warum hatte sie sich nicht schon früher Gedanken gemacht, wo sie Unterschlupf finden konnte? Und jetzt führte der Weg auch noch in einen dichten Wald hinein. Sie blieb stehen, damit ihre Augen sich an die Dunkelheit unter den dichten Baumkronen gewöhnen konnten, dann eilte sie mit pochendem Herzen weiter. Einige Minuten später waren die Schatten so dicht geworden, dass sie kaum mehr den Weg erkennen konnte. Mit den Fussspitzen tastete sie sich voran, versuchte zu spüren, ob sie noch auf der hartgepressten Erde des Weges lief oder auf weichem Waldboden. Der Zweig eines Busches streifte ihre Wange. Sie hörte den Schrei eines Nachtvogels und duckte sich. Alles um sie herum schien mit einem Mal bedrohlich zu sein. Claire zitterte vor Kälte und Müdigkeit. Sie liess sich auf den kalten Boden sinken und kauerte sich zusammen. Ein klagendes langgezogenes Heulen liess sie zusammenzucken. Von weit entfernt kam eine Antwort. Waren das Hunde? Oder etwa Wölfe? Nur wenige Schritt von ihr entfernt raschelte es. Da bewegte sich etwas! Obwohl Claire wusste, dass in der Dunkelheit jedes Geräusch viel lauter und bedrohlicher klang als am hellen Tag, war sie vor Angst wie erstarrt. Sie biss sich auf die Lippen und begann zu zittern. Was sollte sie bloss tun?

Da hörte sie von weit her ein Geräusch, das nicht in den Wald passte, nicht von einem Tier stammte. Nur ganz leise, kaum hörbar ... sie hielt den Atem an, um besser lauschen zu können. Was war das? Sie kannte das doch! Dann lachte sie vor Erleichterung. Das war Gesang ... von weit her. Männerstimmen, Männer, die sangen ... ein Kloster! Was für ein Glück! Ganz in der Nähe musste ein Kloster sein. Die Mönche waren bekannt dafür, dass sie Pilgern und Habenichtsen einen Schlafplatz anboten. Claire tastete sich Schritt für Schritt durch die Dunkelheit voran, liess sich von dem Gesang leiten. Vor ihr wurde es heller zwischen den Bäumen und schon erreichte sie eine weite Lichtung mitten im Wald. Sie konnte in der rasch zunehmenden Dunkelheit gerade noch erkennen, dass sich direkt vor ihr eine Abtei befand und daneben eine erstaunlich grosse Kirche, die ganz aus Stein gebaut war. Der Gesang kam aus der Kirche. Sie wagte es nicht, den Gottesdienst zu stören und versteckte sich im Schatten eines Haselstrauches. Die Kirchenfenster leuchteten hell in die dunkle Nacht und gaben Claire ein Gefühl des Trostes und der Sicherheit. Müde lauschte sie dem Auf und Ab der Stimmen und überlegte. Würden die Mönche ein zwölfjähriges Mädchen aufnehmen? Wie musste man sich in einem Kloster benehmen? Am besten blieb sie dabei und sagte kein Wort.

Der Gesang verstummte, ein Gebet wurde gesprochen und dann öffnete sich die schwere Holztüre der Kirche. Etwa drei Dutzend Mönche kamen leise schwatzend heraus und gingen in Richtung der Abtei. Claire wartete bis nur noch zwei Männer übrig waren, dann wagte sie sich aus ihrem Versteck und stellte sich ihnen in den Weg.

«Wer bist du? Was willst du hier Mädchen?», fragte der grösere der beiden Mönche, ein hagerer Mann mit langem dünnem Hals und spitzer Nase, in unfreundlichem Ton.

Claire hielt den Kopf gesenkt und sagte nichts.

«Hast wohl Hunger?», fragte der Andere, der klein und ziemlich dick war. «So wie du aussiehst, bist du weit gelaufen. Bendicht! Heh, Bendicht, so warte doch!»

Der Hagere blieb stehen und brummte etwas von Bettlern und Vagabunden, die alle bei ihnen landen würden.

«Das ist keine Vagabundin, Bendicht. Zeig ihr, wo sie schlafen kann und dann führe sie zum Refektorium.»

Claire folgte dankbar dem Mönch Bendicht, der weiter unwillig vor sich hin schimpfte. Arbeitsscheues Gesindel müssten sie durchfüttern, ihr hart erarbeitetes Brot verschenken, murrte er. Trotzdem führte Bruder Bendicht sie in die Abtei, einem Gang entlang und um eine Ecke. Dann öffnete er die Türe zu einer kleinen Zelle.

«Du kannst hier schlafen. Das ist Abt Pierrots Zelle, aber er ist für zwei Wochen verreist. Bei den Männern im Dormitorium kannst du ja wohl nicht bleiben.»

Claire legte ihr Bündel auf die schmale Bettstatt. Dankbar bemerkte sie, die säuberlich zusammengelegte Wolldecke. Sie würde hier trocken, warm und sicher schlafen können.

«Nun komm schon. Sonst werden wir nichts mehr zu essen bekommen», sagte der Mönch.

Bendicht ging los und Claire musste sich beeilen. Sie kamen zu einem grossen, schlecht beleuchteten Raum, in dem die Mönche an langen Tischen sassen, assen und sich leise unterhielten. Mit Zeichen bedeutete Bendicht Claire, wo sie Platz nehmen sollte. Ein anderer Mönch brachte ihr einen Topf Suppe, ein grosses Stück Brot und wollte ihr aus einem Krug Wein einschenken. Rasch schob Claire ihre Hand über den Becher und schüttelte den Kopf.

«Was ist los?», dröhnte die Stimme des Mönchs durch den Raum. «Ist dir unser Wein etwa nicht gut genug? Bist du etwa Besseres gewohnt?»

Die Gespräche verstummten abrupt, Claire erstarrte. Alle Augen waren auf sie gerichtet.

«Magst du unseren Wein nicht?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Was denn?»

«Vielleicht hat sie ein Gelübde abgelegt?», riet jemand.

«Ein Gelübde?»

«Natürlich, das ist es, ein Gelübde! Sie bleibt stumm und sie trinkt keinen Wein. Eine Pilgerin auf Gottes Wegen!»

Mit offenem Mund hörte Claire zu. Pilgerin? Gelübde?

«Wie erstaunlich für ihr zartes Alter», rief ein Mönch begeistert.

Andere stimmten zu und es wurde wieder gegessen und geschwatzt.

Claire atmete erleichtert auf. Sie ass rasch auf, zog sich zurück in ihre Zelle und schlief sofort ein. Sie wurde vom Gesang der Mönche geweckt. Es war mitten in der Nacht. Claire zog sich die Decke über den Kopf und versuchte weiter zu schlafen. Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, wurde sie nochmals geweckt. Wieder sangen die Mönche ihre eintönigen Lieder. Wann schlafen diese Männer eigentlich, fragte sie sich.

Als sie etwas später vom ersten Licht der aufgehenden Sonne geweckt wurde, schien die Abtei wie ausgestorben. Sie zog sich rasch an, machte das Bett, dankte den Mönchen in Gedanken und schlich sich dann leise davon.



Am zweiten Tag ihres langen Marsches veränderte sich der Weg. Die staubige Strasse wurde breiter, links und rechts tauchten immer wieder Häuser auf. Ein grosser Wehrturm kündete eine Befestigungsanlage an. Das musste die Brücke über die Vernaz sein, die hier breit und behäbig floss, nicht wie im Johannstal, wo

sie ein munteres schmales Flüsschen war. Die Mutter hatte von dieser Brücke erzählt und von dem hohen Brückenzoll, den sie damals auf ihrer Reise hatte zahlen müssen, um passieren zu dürfen. Claire blieb stehen, beobachtete die anderen Reisenden, die auf die Brücke zugingen. Da war ein Zollhaus, das von zwei Soldaten bewacht wurde. Davor sass an einem Tisch ein junger Mann ebenfalls in Uniform, der von den Reisenden den Brückenzoll einkassierte. Claire überlegte. Münzen hatte sie keine einzige, sie konnte nicht schwimmen und unsichtbar machen konnte sie sich auch nicht.

Ein Ochsengespann hielt neben ihr.

«He, willst wohl rüber!», rief eine Stimme, die ihr bekannt vorkam.

Es war die junge Bäuerin, die am Tag zuvor versucht hatte, mit ihr zu reden.

«Komm, steig auf. Du kannst mit mir zusammen über die Brücke, das kostet dich keinen Sou.»

Claire überlegte. Konnte sie der Fremden vertrauen?

«Überleg nicht zu lange, Kleine. Ich fahr jetzt. Muss auf den Markt.»

Die Frau rief laut, liess eine Peitsche knallen und der Ochsenwagen setzte sich ruckelnd in Bewegung. Claire rannte hinterher, packte die seitliche Verstrebung des Wagens und zog sich hoch auf den Bock und neben die Bauersfrau.

«Ha, ha! Reden kannst du nicht, aber klettern wie ein Äffchen!», lachte die Bauersfrau. «Hör jetzt zu. Du gehörst zu mir. Du bist meine kleine Schwester. Stumm wie ein Fisch, aber klettern kann sie meine Schwester, ha!»

Sie kamen ohne Probleme über die Brücke. Die Bauersfrau fluchte laut über den hohen Brückenzoll, den sie bezahlen musste, aber Claire hatte den Eindruck, dass sie aus Prinzip schimpfte. Der junge Zöllner kannte sie, lachte nur und machte Spässe mit

ihr. Claire fuhr noch eine Weile mit auf dem Ochsenkarren, dann drückte sie der jungen Bäuerin den Arm, sprang zu Boden und verbeugte sich, um ihre Dankbarkeit zu zeigen. Die Frau wünschte ihr noch eine gute Reise und fuhr davon.

Von nun an lief Claire nicht mehr auf unbefestigten Wegen sondern auf Kopfsteinpflaster. Auch Reisende waren viel mehr unterwegs, da bei dieser Brücke viele Wege zusammenkamen. Alle wollten nach Maragall. Da waren Bauersleute mit ihren Waren, Handwerker unterwegs auf der Suche nach Arbeit, Gildemeister, erkennbar an ihrer vornehmen Kleidung, Wandermönche, einfache Pilger und Arme, in Lumpen gekleidet, auf der Suche nach Almosen oder einem fetten Geldbeutel, den man unauffällig mitgehen lassen konnte.

Bevor Claire sie tatsächlich sah, meinte sie die Stadt spüren zu können. Es war wie ein Vibrieren in der Luft, das auch sie erfasste. Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Die Reisenden gingen nun schneller und schneller, als ob jeder der erste am Ziel sein wollte. Als sie etwas später das mächtige Stadttor vor sich auftauchen sah, blieb sie mitten auf dem Weg stehen. Die Stadt Maragall war mit einer dicken, etwa zehn Fuss hohen Mauer befestigt. Innerhalb der Stadtmauer standen Häuser so hoch gebaut, dass es Claire schwindelte. Wie konnte man nur so weit entfernt vom Boden wohnen und schlafen? Einige der Häuser sahen reichlich schief aus und Claire fragte sich, ob ab und zu eines der Gebäude umstürzte.

«He! Aus dem Weg!», schrie ein Mann und Claire bekam einen heftigen Stoss. Sie stolperte und wäre in den stinkenden Dreck gefallen, wenn nicht ein starker Arm sie gehalten hätte.

«Du bist hier nicht auf dem Land, Mädchen. Pass auf, sonst kommst du unter die Räder eines Karrens», sagte eine tiefe Stimme.

Erschrocken blickte Claire hoch. Der Mann trug eine Kapuze,

die sein Gesicht verbarg. Dennoch erkannte Claire, dass das Gesicht von einer grässlichen Narbe entstellt war, die seine ganze linke Gesichtsseite vom Auge bis zum Kinn spaltete. Der Mann war für irgendein Verbrechen gebrandmarkt worden. Sie riss sich rasch los und machte einen Satz weg von der unheimlichen Gestalt. Dann verbeugte sie sich leicht.

«Danke», sagte sie.

Die Augen über der schrecklichen Narbe verzogen sich zu einem Lächeln. Claire erkannte, dass dieser Mensch ihr nichts Böses wollte und ihr Herz schmerzte sie vor Mitleid. Wie konnte man einen Menschen nur so schrecklich bestrafen, dachte sie.

Wieder bekam sie von hinten einen Stoss. Ein dichter Menschenstrom bewegte sich auf das Stadttor zu. Es wurde gedrängelt und gestossen. Hier waren viel zu viele Menschen für Claires Geschmack. Sie beschloss, einen Bogen um Maragall zu machen, auch wenn das bedeutete, dass sie einen Umweg auf sich nehmen musste.



Ausserhalb der Stadt führte ein schmaler holpriger Fusspfad der Stadtmauer entlang. Das war nun wahrlich kein schöner Weg. Die Stadtbewohner warfen Abfall und Unrat einfach über die Mauer. Claire musste sich ab und zu die Nase zuhalten, es stank erbärmlich. Sie kam an einem toten Hund vorbei, der halb verwest war. Etwas später musste sie über einen Holzkarren steigen, der keine Räder mehr hatte und den man hier einfach liegengelassen hatte. Dieser Weg kam Claire endlos vor. Ihre Füsse schmerzten, sie war müde und fühlte sich unwohl, bedrängt und belastet von dem Schmutz, dem Gestank und dem Lärmen der nahen Stadt. Einen Moment sehnte sie sich so stark nach Wey, ihrem kleinen Dorf, in dem sie jedes Haus, jeden Menschen und jeden Hund kannte, zurück, dass sie kaum atmen konnte. Sie biss sich auf die Zähne.

Wenn sie Leibwächterin des Königs werden wollte, musste sie diese neue Welt ertragen lernen.

In der Nähe des befestigten Turmes im Norden der Stadt, stiess sie auf eine armselige Siedlung, die ausserhalb der Stadtmauer entstanden war. Claire sah etwa zwei Dutzend Hütten, notdürftig aus Holzbrettern erstellt. Schief und wacklig standen sie da, die Eingänge mit Tüchern verhüllt. Ein etwa fünfjähriges Mädchen in Lumpenkleidern spielte mit einem Holzstückchen. Ihre blossen Arme und Beine und auch das Gesicht waren dreckverschmiert, die langen Haare völlig verfilzt. Als die Kleine Claire sah, begann sie laut zu rufen. Claire ging eilends weiter. Sie wusste, dass aus Bettlern rasch Wegelagerer und Halsabschneider werden konnten.

Endlich führte der schmale Pfad weg von der Stadtmauer, auf eine Senke zu und von da an wieder aufwärts an einem Wald entlang. Gierig sog Claire die saubere Luft in ihre Lungen. Erst jetzt spürte sie, wie stark die Stadt ihr Angst gemacht hatte.

Falls ihre Mutter sich richtig erinnert hatte, sollte es jetzt nicht mehr lange dauern, bis sie in Nanterre ankam. Eine knappe Stunde mit dem Pferd, hatte ihre Mutter erzählt. Aber Claire war in der Zwischenzeit völlig erschöpft von dem langen Fussmarsch. Erfreut erkannte sie, dass der Weg sie zu einem Bach führte, der sauber genug aussah. Sie kniete sich nieder und trank. Das Wasser war köstlich, kühl und erfrischend für Claires trockene Kehle. Mit neuem Mut lief sie weiter. Nicht mehr weit, machte sie sich selbst Mut. Da hörte sie ein merkwürdiges Geräusch. Ein hoher süss klingender Ton. Was war das? Glöckchengeläut? Waren das vielleicht Musikanten auf dem Weg zum nächsten Dorf? Neugierig ging Claire weiter und spähte angestrengt durch den schattigen Wald. Sie liebte die Narren und Spielleute, die Musik machten, tanzten, Geschichten erzählten und für Claires Geschmack viel zu selten durchs Johannstal kamen. Vielleicht könnte sie sich der

Truppe anschliessen, zusammen mit ihnen nach Nanterre gehen? Doch der süsse Klang wurde lauter, die Menschen kamen ihr also entgegen. Durch die Baumstämme und Gebüsche blitzten graue Flecken auf, die sich langsam näherten. Es war eine Gruppe von vielleicht einem Dutzend Menschen, in graue Kleider gehüllt. Merkwürdig, dachte Claire und spürte plötzlich Angst. Spielleute waren immer farbig gekleidet. Auch hörte man kein fröhliches Schwatzen, kein Singen, gar keine Stimmen, nur das hohe Klingeln von kleinen Glöckchen. Graue Kutten, Glöckchengeläut ... Claire schrie vor Angst auf. Aussätzige! Hastig sprang sie vom Weg herunter und verbarg sich hinter dem Stamm einer grossen Tanne. Und da waren sie auch schon. Sie stützten einander, humpelten auf Stöcken, jemand schleppte eine kleine Gestalt auf dem Rücken mit sich. Man konnte keine Gesichter sehen. Sie trugen lange Gewänder und Kapuzen, um sich zu verbergen. Alle hatten sie Glöckchen umgehängt, um damit die Gesunden zu warnen. Wie grausam doch diese Krankheit war, dachte Claire. Vor langer Zeit hatte sie auf dem Dorfplatz von Wey einen Aussätzigen gesehen, dem die Füsse und einige Finger abgefault waren und dessen Gesicht von roten Pusteln übersät war. Sobald erste Krankheitszeichen sichtbar wurden, mussten sie ihre Familie, ihre Heimat verlassen. Von da an lebten sie auf der Strasse, wanderten von Ort zu Ort auf der Suche nach barmherzigen Menschen, die ihnen etwas zu Essen hinstellten. Claire blieb regungslos hinter der Tanne stehen, wartete so lange, bis sie die Glöckchen nicht mehr hören konnte, dann erst setzte sie ihren Weg fort.

Kapitel 2: Der Wettkampf

DER WEG BOG nun scharf rechts ab, folgte dem Fuss eines mächtigen Hügels, der dicht bewaldet war. Als Claire den Hügel hinter sich gebracht hatte, öffnete sich vor ihr ein weites Tal und sie sah ein steinernes Tor, so hoch wie das höchste Bürgerhaus, das sie kannte. Ein mächtiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen sass auf dem Tor und blickte mit grimmigen Augen auf die Ankommenden herunter.

Noch nie hatte Claire so etwas gesehen. Der aus Stein gehauene Adler sah so echt, so lebendig aus. Und dahinter war nun wohl der königliche Park, in dessen Mitte sich das Schloss Nanterre befand. Rings um den Park hatte man eine Mauer errichtet, die so hoch und fest gebaut war, dass sie jeden Angreifer abwehren konnte.

Einen Moment hielt Claire inne. Sie spürte, wie rasch ihr Herz schlug, und holte tief Atem. Dann schaute sie durch das Tor in



den Park hinein. Trotz der zunehmenden Dunkelheit sah sie von Weitem bereits das Funkeln der hellerleuchteten Fenster des Schlosses. Claires Augen weiteten sich vor Staunen, als sie erkannte, wie gross dieses war und wie weitläufig der Park darum herum. Sie würde noch mindestens eine halbe Stunde laufen müssen, bis sie endlich beim Schloss angelangt wäre. Sie humpelte nun. Sie konnte den linken Fuss kaum noch aufsetzen, so brannte die wunde Stelle. Der breite Kiesweg, der zum Schloss führte, verlief zunächst in einem weiten Bogen nach rechts. Claire passierte eine Allee aus prächtigen alten Kastanienbäumen. Von hinten hörte sie Pferdegetrappel, das rasch lauter wurde. Rasch wandte sie sich um. Zwei Reiter preschten in hohem Tempo direkt auf sie zu. Steinchen spritzten rechts und links von den scharfen Hufen weg. Mit einem Satz sprang sie hinter einen der Kastanienbäume und versteckte sich. Ihr Herz klopfte hart und sie zitterte. Die Reiter trugen Uniform und waren bewaffnet, die Pferde schweissbedeckt von dem scharfen Tempo. Einen Moment später waren sie vorbei und bereits wieder im Schatten des Parks verschwunden.

Warum habe ich mich eigentlich versteckt, fragte sich Claire. Ich darf doch hier sein. Sie redete sich selbst gut zu, setzte ihren Weg fort, aber ihr Herz wollte sich nicht so rasch beruhigen. Etwas später kam sie an einem grossen Brunnen mit Statuen vorbei. Erstaunt sah sie, dass die Statuen nackte Frauen und Männer darstellten. In ihrem Dorf würde das der Priester nicht erlauben, dachte sie. Bei der nächsten Weggabelung bog sie nach rechts ab und sah im schwachen Dämmerlicht einen mächtigen Schatten vor sich aufragen. Sie blieb wie angewurzelt stehen.

Dort stand ein riesiges Tier, so hoch und breit wie ein Bürgerhaus!

Claire kniff ihre Augen zusammen, um in der zunehmenden Dunkelheit besser zu sehen. Langsam konnte sie die Umriss des